

DER VERLORENE ATLAS

IN EINEM GIGANTISCHEN PROJEKT ERFORSCHTEN VON 1930 AN WISSENSCHAFTLER
DEN ALLTAG DER DEUTSCHEN. LANGE WAR DAS ARCHIV VERGESSEN.
EIN ERSTER BLICK AUF EINEN SCHATZ, DER NOCH NICHT GEHOBen IST

Was von einem der aufwendigsten und am längsten dauernden Forschungsprojekte der deutschen Geschichte übrig geblieben ist, wird heute von einer jungen Doktorandin verwaltet. Valeska Flor, geboren 1981, ist Wissenschaftlerin am Institut für Kulturanthropologie in Bonn und hat den Schlüssel zu Raum U01.011 im Souterrain des Instituts, eines Nachkriegsbaus am Rande des Bonner Hofgartens. »Ich war da schon mindestens ein Jahr lang nicht mehr drin«, sagt Flor, als sie die Tür aufschließt. Ein muffiger Geruch kommt einem entgegen, und wer Probleme mit Hausstaub hat, sollte umkehren.

Der Raum ist etwa so groß wie ein Klassenzimmer und vollgestellt mit Metallregalen, darin stecken Schubkästen aus Karton. Wer einen der Schübe herauszieht, sieht Papierkrümel auf den Boden rieseln. Jeder Karton ist mit einer Zahl zwischen 1 und 243 beschriftet, darunter stehen noch kleinere Zahlen, sie wurden mit Tusche und Schablone aufgebracht. Es sollte alles seine Ordnung haben.

Was da in Bonn lagert, sind die Relikte eines Mammutprojektes, das die Deutschen vergessen haben: des *Atlas der deutschen Volkskunde*. In den Kartons lagern etwa viereinhalb

Millionen Kärtchen, die meisten ungefähr DIN-A6-groß. Sie sind das Ergebnis der wohl größten volkskundlichen Befragung, die die Welt je gesehen hat. Es war der Versuch, die Sitten und Gebräuche der Deutschen zu vermessen. Es ist ein riesiges Zettelarchiv, aus dem man nicht nur viel über die Welt damals lernen kann, sondern auch darüber, was sich alles bis heute verändert hat. Etwa, was unsere so selbstverständlich erscheinenden Gewohnheiten angeht, wie Kaffee zu trinken oder oder Weihnachten zu feiern.

Verschickt und wieder eingesammelt wurden die ersten Karten 1930. Auf den Zetteln ist jeweils eine Frage gedruckt, die Antwort darunter ist mit der Hand geschrieben, meistens in Kurrentschrift, der Schrift, die die Deutschen vor Sütterlin benutzten. In den Kästen mit der großen Zahl 83 etwa befinden sich Tausende von Antworten auf die Frage: »Wird a) der Geburtstag oder b) der Namens- tag oder c) werden beide Tage gefeiert? d) wird weder Geburtstag noch Namenstag gefeiert?« Ein Code, der rechts oben steht, verrät, aus welchem Ort die Antwort stammt. »124 1 21au« etwa steht für Niedergrützenbach, kaum zehn Häuser groß, weniger als hundert Einwohner, in der damaligen Rheinprovinz.

Dieses geografische Code-System, das eigens für das Projekt entwickelt wurde, ist viel genauer, als es die Postleitzahlen von heute sind.

Digitalisiert wurden die Antworten nie. Und von Hand ausgewertet wurde nur ein Bruchteil. Kaum jemand, der nicht Volkskundler ist, weiß heute noch von dem Projekt. Auf der Internetseite der Uni Bonn, die das Archiv beherbergt, verweist nur ein Zweizeiler auf seine Existenz: »Anfragen zum Archiv des *Atlas der deutschen Volkskunde* richten Sie bitte an ...«, es folgt eine E-Mail-Adresse, das ist alles.

Valeska Flor, die den Raum aufgeschlossen hat, eine zierliche Frau mit blonden Haaren, hat anderes zu tun, als sich um das Archiv zu kümmern, sie erforscht kürzlich umgesiedelte Dörfer in Tagebaugebieten. Die Karteikarten lagern im Institut wie in manchen Kellern die Möbel der Großeltern. Man weiß zwar, dass sie wertvoll sind, aber anfangen kann man mit ihnen nichts.

Dass der *Atlas der deutschen Volkskunde* heute hier ist, in einer Forschungseinrichtung, die vor ein paar Jahren beinahe geschlossen worden wäre und nun von einem jungen Team geleitet wird, das sich erst mal bekannt machen muss mit der eigenen Forschung, ist nur die neueste

Die Millionen von Karteikarten des »Atlas der deutschen Volkskunde« lagern in einem Keller in Bonn. Für die Wissenschaftler sind sie ein Schatz



4-5₄ 4-5₅ 4-5₆

20₇ 20

21₁

6-7₄ 6-7₅ 6-7₆

22₁ 22

23₁

8₄ 8₆

24₁

9₅ 9₆

25₁ 25

10₄ 10₅ 10₆

26₂ 26

11₂ 11₅ 11₆

27₁

12₂ 12₅ 12₆

28₁

13₄ 13₅ 13

29₁

14₄ 14₅ 14

30

15₄ 15₅ 15₆

30

Episode in der langen Geschichte des *Atlas*. Diese ist in einigen wenigen wissenschaftlichen Arbeiten dokumentiert; Briefe, die belegen, wie das Projekt begann, wurden leider im Krieg zerstört.

Zwei Tage lang trafen sich Ende Juni 1928 die Gründer des *Atlas der deutschen Volkskunde* im Berliner Schloss. Alles, was Rang und Namen hatte in dem Wissensgebiet, war nach Berlin geeilt, und weil das Fach damals noch sehr jung war, kamen auch etliche Vertreter aus verwandten Disziplinen, Historiker, Germanisten und Geografen. Der Berliner Germanist Artur Hübner sprach vom *Atlas* als einer »geschichtlichen Notwendigkeit«. Der Präsident der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, Friedrich Schmidt-Ott, hatte sich in die Idee dreier Volkskundler verliebt, den gesamten deutschsprachigen Raum auf seine Sitten, Gewohnheiten und religiösen Bräuche hin zu untersuchen. Es bestand die Sorge, dass mit der Industrialisierung die alten Traditionen verschwinden und sie also vielleicht zum letzten Mal erfasst werden könnten. So wie man, wenn die Großeltern alt und krank werden, den Wunsch verspürt, vieles von dem, was sie erlebten, noch aufzuzeichnen, bevor es zu spät ist. Wie der Diercke-Atlas seit 1883 die Vorstellung der Deutschen von der Erde prägte, sollte dieser Atlas dem Leser zeigen, in welcher Kultur er lebte.

Zuvor hatte man sich schon mal im Reichstag das Einverständnis für das Projekt eingeholt, auch von den Kirchen (es sollten nämlich auch Pfarrer mithelfen). Nicht lange aufhalten mussten sich die Teilnehmer der Gründungskonferenz mit dem Thema Geld, das werde schon da sein, erklärte Friedrich Schmidt-Ott, der oberste Wissenschaftsförderer des Deutschen Reiches. Mit »Exzellenz« ließ er sich anreden, geboren wurde er 1860, er war ein alter Freund des letzten deutschen Kaisers. Mit dem Projekt wollte er auch beweisen, wozu deutsche Forscher in der Lage waren. Die Volkskunde, eben noch eine junge Randdisziplin, war plötz-



lich die neue große Sache. Laufzeit des Projekts? Mindestens fünf Jahre, Tendenz unbefristet. Kosten? Erst mal egal. Können wir das überhaupt? Wird sich schon weisen. Das Projekt, das bald die meisten, die mit ihm zu tun hatten, nur noch »den Atlas« nannten, so als gäbe es nur diesen einen, war für die Deutschen Ende der zwanziger Jahre so etwas wie die Mondlandung für die Amerikaner der frühen sechziger: das Prestigeprojekt seiner Zeit. Wer als junger Wissenschaftler mitmachen durfte, war mächtig stolz darauf. Einer von ihnen, Reinhold Knopf, hat über seine Zeit beim *Atlas* ein Büchlein geschrieben. Darin schildert er voller Überschwang den Umstand, bei dem *Atlas*-Projekt einen Job bekommen zu haben, nur weil ein anderer Mitarbeiter im Streit mit der Papiersehre nach einem Kollegen geworfen

und ihn am Fuß getroffen hatte. Der Scherenwerfer wurde entlassen, und der junge Reinhold Knopf war drin. Das Projekt war auf Größenwahn ausgelegt. Die erste Zentrale befand sich an bester Adresse, im Berliner Schloss. Daneben wurden im deutschsprachigen Raum 35 Landesstellen eingerichtet. Jeder zweite Ort, in dem es mindestens eine Schule gab, sollte erforscht werden – etwa 40 000 Orte. Ebenso viele Freiwillige, die in diesen Orten lebten, sollten die Antworten recherchieren. Der Schriftsteller Gerhart Hauptmann war einer von ihnen. Die meisten waren Lehrer, viele Pfarrer. Frauen waren fast keine dabei. Damit die Freiwilligen auch verstanden, wie wichtig das Projekt war, an dem sie da mitarbeiteten, erhielten sie eine »Werbeschrift«, gestaltet von dem Maler Max Slevogt. Und es

wurde ihnen versprochen: Wenn der *Atlas* fertig wäre, bekämen sie alle ein Exemplar davon. Nur: Der *Atlas* wurde nicht fertig, bis heute nicht. Mehr als fünfzig Jahre lang wurde am *Atlas* geforscht, so lange wie an wahrscheinlich keinem anderen geisteswissenschaftlichen Projekt. Jeder Freiwillige, Gewährsmann genannt, sollte in seinem Ort mindestens eine ältere Person als Experten befragen: »Ist man noch gemeinsam aus einer Schüssel, die in der Mitte des Tisches steht?«, »Welche herkömmlichen Regeln beachtet man, wenn der Sarg aus dem Hause getragen wurde? (zum Beispiel mit den Füßen voran?)«, »Welche häuslichen Arbeiten werden im Kreise der Nachbarn oder des Dorfes gemeinsam ausgeführt?«, »Woraus besteht die erste Mahlzeit am Tage im Sommer?«, »Aus welchen Instrumenten setzt sich gewöhnlich bei allgemeinen Tanzvergügen die Tanzkapelle zusammen?«, »Schließen sich die schulentlassenen Burschen zu einer Vereinigung zusammen?«, »Wird beim Tod einer Jungfrau eine Totenkrone verwendet?«, »Worin bestand der Kopfschmuck der Braut bei der Hochzeit?«, »Wurden zur Hochzeit außer dem üblichen Kuchen Gebäcke hergestellt, die nur für diese Gelegenheit gebräuchlich waren? (Zeichnung mit Angabe des Namens erbeten)«. Zunächst wollte man insgesamt 1000 Fragen stellen, begutachtet wurden diese von 73 Professoren. Laut den Jahresberichten des Vereins für Volkskunde scheint in den Jahren nach 1928 alles nach Plan gelaufen zu sein. Jahresbericht 1929: »Probefragebögen sind herausgegangen«, 1930: »Erste Fragebögen sind verschickt worden«, 1931: »Die zur Durchführung des Ganzen notwendige Organisation ist innerhalb des Deutschen Reiches sowie in Österreich, Danzig, Luxemburg, Siebenbürgen und in der Tschechoslowakei fertig aufgebaut.« Aber nach der Weltwirtschaftskrise 1929 war klar, dass selbst der *Atlas*, das Prestigeprojekt, sparen musste. Man begnügte sich damit, jeden vierten

statt jeden zweiten Ort mit einer Schule zu untersuchen. Das waren immer noch 20 000 Orte. Und damit 20 000 ehrenamtliche Forscher. Sie hatten jeweils drei Monate Zeit, um 50 Fragen zu beantworten, 1000 Fragen wurden es nie, stattdessen 243, die, je nach Zählweise, aus bis zu 1048 Teilfragen bestanden. Als die bürokratische Maschine einmal ins Laufen gekommen war, formulierten die Mitarbeiter in den Landesstellen gleichzeitig neue Fragen, sie verschickten die Bögen, sammelten die Rückläufe, erfassten sie und begannen, unter absurd hohem Aufwand auf Grundlage der einzelnen Antworten Landkarten zu zeichnen. Dazu las ein Mitarbeiter die Antworten von den Karten ab, eine nach der anderen, während der zweite, ein Zeichner, die Antwort ins passende Piktogramm übersetzte und dieses nach einem zuvor festgelegten Raster auf die Landkarte übertrug. Diese Arbeit mühsam zu nennen wäre stark untertrieben. Die Satirezeitung *Simplicissimus* fragte im Mai 1931, ob dieser ganze Aufwand nicht ein bisschen groß sei. Und die *Berliner Morgenpost* sah »unser Geld« verschwendet. Zum ersten Mal stand der *Atlas* in der Kritik. Als die Nationalsozialisten 1933 die Macht eroberten, schalteten sie das *Atlas*-Projekt nicht sofort gleich, sondern etwa ein Jahr später. Der Leiter der Zentrale wurde ausgetauscht und ebenso die meisten Mitarbeiter. Auch Schmitt-Ott, der kaisertreue Freund des *Atlas*, verlor seinen Posten als oberster Wissenschaftsförderer. Die Nazis fanden, dass bislang zu wenig in ihrem Sinne geforscht worden war. 1935 wurde ein weiterer Fragebogen verschickt. Plötzlich wurde auch nach Nasenformen gefragt und was man mit ihnen verbinde. Rassenlehre statt Volkskunde war nun gefragt. Die Gründer des *Atlas* hatten sich 1928 gegen solche rassistischen Fragen ausgesprochen. Dass die Nationalsozialisten das Projekt zwischenzeitlich für sich vernahmten, ist einer der Gründe,

weshalb Valeska Flor, die Bonner Wissenschaftlerin, Vorbehalte gegen den *Atlas* hat. Sie nennt ihn einen »fachhistorischen Schatz«. Das Adjektiv schafft Distanz zwischen ihr und dem *Atlas*. Und es gibt noch einen anderen Grund, weshalb sie »ein wenig zwiegespalten« ist. Der Gedanke, dass sich die Kultur im Raum, an geografischen Grenzen, festmachen lasse, sei inzwischen wissenschaftlich überholt. Flor erzählt im privaten Kreis nicht groß herum, dass da ein fachhistorischer Schatz in ihrem Institut liegt. Nicht dass Freunde und die Familie denken könnten, ihre Arbeit bestehe darin, in stupider Kleinarbeit alte Zettel auszuwerten.

Wie konnte es passieren, dass dieser *Atlas*, der einmal als Lieblingsprojekt der Deutschen galt, einfach vergessen wurde?

Schon als die ersten Landkarten endlich fertig gezeichnet waren, in der Nazizeit, war von der Euphorie der Anfangszeit nicht mehr viel übrig. Die ersten Ergebnisse, 1937 und 1938 veröffentlicht, fanden viele enttäuschend. Die Volkskundler, die das Projekt angeschoben hatten, ebenso wie die neuen Machthaber, die sich von ihm Argumente dafür erhofft hatten, deutschsprachige Gebiete zurückzuerobern. Der deutschsprachige Raum auf den Karten sah eher aus wie ein Flickenteppich, ein heterogenes, nahezu chaotisches Gebilde, was so gar nicht zur neuen Ideologie passen wollte. Eine deutsche Volksseele war nicht zu entdecken.

Auch die Initiatoren waren enttäuscht: Einzelne Rituale, etwa wie man Nikolaus feierte, waren kaum einem abgegrenzten Gebiet zuzuordnen. Die Zeichner mussten so viele verschiedene Symbole verwenden, dass diese selbst auf esstischgroßen Karten kaum noch unterscheidbar waren. Der *Atlas* bot keine auf den ersten Blick erhellenden Karten. Er lieferte zu viel Rauschen und zu wenige Signale.

Nach dem Krieg verhalf die deutsche Teilung dem *Atlas* zu einem zweiten

Leben. Die beiden deutschen Staaten wollten sich gegenseitig beweisen, die besseren Volkskundler zu haben. Die DDR fand besonderen Gefallen daran, das Leben der Arbeiter und Bauern zu erforschen. Die Volkskunde der DDR, an der renommierten Akademie der Wissenschaften in Berlin angesiedelt, übertrumpfte in den fünfziger Jahren die westdeutsche. Als Reaktion darauf wurde 1954, unterstützt von der Bundesregierung, die Arbeitsstelle Atlas der deutschen Volkskunde in Bonn gegründet, wohin vier Jahre später auch das Archiv gelangte (zwischenzeitlich war es in Frankfurt am Main gelagert). Die Euphorie war so groß, dass man nicht nur die alten Antworten weiter auswerten wollte, es wurden auch neue Fragen gestellt und Antworten eingesammelt.

Der neue Leiter des Projekts beschloss, die Landkarten zu kommentieren, was bislang niemand getan hatte. Das war sicher schlau, denn nur wer Zusammenhänge kennt, kann auch Karten richtig lesen. Aber diese Idee machte es erst recht zu einem unlösbaren Unterfangen, alle Fragen auszuwerten. Zumal jetzt, nach dem Krieg, wesentlich weniger Leute am *Atlas* arbeiteten. Bald waren Hunderte Seiten Kommentare zu den Karten erschienen, man erstickte in Arbeit.

Und vor allem: Die Volkskunde, die Disziplin, die der *Atlas* selbst groß gemacht hatte, begann sich nun von ihm abzuwenden. Es wurde fachliche Kritik am *Atlas* laut. War es nicht zu einfach, so zu tun, als gebe es für einen Ort immer nur eine Antwort? Konnte es in einem Ort nicht auch mehrere Bräuche geben, je nach sozialem Milieu? Waren Pfarrer und Lehrer wirklich in der Lage, wissenschaftliche Interviews zu führen? Wurde nicht zu häufig in Dörfern und zu selten in Städten gefragt? Legten die Fragen den Antwortgebern nicht nahe, bereits damals veraltete Bräuche zu nennen? Zu der fachlichen Kritik gesellte sich – wir befinden uns in den sechziger Jahren – die ideologische. Der *Atlas*, ent-

worfen in der Weimarer Republik, gefördert von einem Kaiserfreund, zwischenzeitlich von den Nazis übernommen und nun von älteren Männern und Frauen in Bonn betreut, war vielen, die sich für fortschrittlich hielten, zum Feind geworden. War nicht überhaupt jedes Wort, das mit »Volk« begann, verdächtig geworden?

Der neue Star der Volkskunde hieß Hermann Bausinger, Professor in Tübingen. Er war überaus beliebt bei seinen Studenten, trug gerne Lederjacke und leitete seine Habilitation mit einem Zitat von Bertolt Brecht ein: »Wer in unserer Zeit Bevölkerung statt Volk sagt, unterstützt schon viele Lügen nicht.«

Ein Wendepunkt für den *Atlas* war die dritte Arbeitstagung der *Atlas*-Experten im April 1961, eine große Konferenz, die halbe deutsche Volkskunde war versammelt. Bausinger forderte, so ist es im Tagungsband nachzulesen, dass man künftig nicht mehr großflächig forschen sollte, sondern kleinräumig, und dabei sollten die Wissenschaftler das, was sie sahen, »essayistisch« beschreiben – nicht nur mit kalten Daten, wie es der *Atlas* tat. Der junge Star aus Tübingen kritisierte die alte Garde der Volkskundler in Bonn.

Es dauerte noch ein paar Jahre, bis 1970 das Buch *Abschied vom Volksleben* dem *Atlas* den Garaus machte. Einer der Herausgeber war Bausinger. In einem Aufsatz fallen die Worte »wissenschaftlich wertlos«, da war der *Atlas* eigentlich schon tot.

Hermann Bausinger, 1926 geboren, schreibt bis heute noch Bücher. Am Telefon erinnert er sich gut an den Streit um den *Atlas*, und es klingt so, als tue ihm ein wenig leid, was passiert ist. »Wenn ich damals mit dem *Atlas* nicht allzu viel anfangen konnte, dann hing das neben der fachlichen Kritik auch mit persönlichen Aversionen zusammen oder damit, dass man mit einigen Personen nicht allzu viel anfangen konnte. Man hat sie wahrscheinlich, rückwirkend betrachtet, für reaktionärer gehalten, als sie es waren.« Der

Kampf um den *Atlas* war also auch ein persönlicher: »Fortschrittliche« gegen »Konservative«. Theoretiker gegen Zettelsammler. Lederjacken-tragende Tübinger gegen krawatten-tragende Bonner.

Anträge an die Deutsche Forschungsgemeinschaft, weiter Geld für den *Atlas* zu geben, wurden nun immer öfter abgelehnt. 1984 lief das Projekt aus, eines der längsten Forschungsprojekte der deutschen Geschichte ging zu Ende. Da gab es nur noch drei Mitarbeiter.

32 Jahre später, im Winter 2016. Ein Mann, 54 Jahre alt, schmales Gesicht, er trägt einen Pulli mit Reißverschluss unterm Jackett, steht in seinem Arbeitszimmer in Jena, im Dachgeschoss seines Instituts in der Zwätzengasse. Einige Regale sind noch leer, dabei ist er schon seit vier Jahren hier Professor für Volkskunde. Er pendelt zwischen Tübingen, seinem Wohnort, und Jena, wo er arbeitet. Friedemann Schmoll hörte als Student Vorlesungen von Bausinger, und nun bemüht er sich um Rehabilitation des *Atlas*. Die ideologischen Streitereien von damals erscheinen Schmoll wie »leere Hüllen«. Den Streit von damals findet er »kindisch«.

Schmoll kann sich an die Landkarten des *Atlas* erinnern, er sah sie als Student in den achtziger Jahren in Tübingen. Kopien davon lagerten an vielen Universitäten. Am Tübinger Institut wurden die Landkarten in einem Metallschrank unter einer Treppe verwahrt. »Wir haben mehr über die Karten geredet als mit ihnen gearbeitet.« Sie waren »tabuisiert, kontaminiert, der Metallschrank war eigentlich ein Giftschrank«. Bei dieser Meinung blieb er, bis zu seiner Habilitation 2001.

Nachdem Schmoll sich habilitiert hatte, bekam er nicht sofort eine Professorenstelle. Er arbeitete freiberuflich in Forschungsprojekten, für Museen und als Journalist. Vielleicht erkannte er deshalb das Potenzial des Themas, als die Deutsche Forschungsgemeinschaft einen Autor suchte, der ein Buch über die Ge-



schichte des *Atlas* verfassen sollte. Seine vollständige Geschichte war nie geschrieben worden. Schmoll sagte zu, und in seinem Fach gab es Geraune. Wie er denn als Bausinger-Schüler über den *Atlas* schreiben könne, fragte ihn eine Kollegin bei einer Podiumsdiskussion. Von 2003 bis 2009 begab er sich in die Archive, las alles, was er über den *Atlas* fand, durchwühlte Umzugskisten im Bonner Institut. Je mehr er erfuhr, desto mehr schätzte er das alte Wissen. Das unterscheidet ihn von jenen, die den *Atlas* kritisierten, ohne ihn wirklich zu kennen. Am Ende war Schmoll sicher, dass der *Atlas* kein Gift ist, sondern ein »Goldschatz«. Ohne Adjektiv davor. Er nannte das Buch schließlich *Die Vermessung der Kultur* – eine Anspielung auf den Bestseller von Daniel Kehlmann. Als Schmolls Buch

erschien, 334 Seiten dick, waren die Rezensionen in der Fachwelt positiv. Aber die Öffentlichkeit erreichte das Buch über den *Atlas* nicht. Und damit auch nicht Schmolls Urteil, dass der *Atlas* vor 1933 sicher nicht von nationalsozialistischen Gedanken infiltriert war, später also zu Unrecht abgeurteilt wurde.

Dafür hallt das Echo in der Fachwelt seitdem nach. Als sich Schmoll 2012, drei Jahre nach Erscheinen seines Buches, mit Kollegen zu einer Tagung trifft, meint eine Kollegin anerkennend, er sei ja in den vorigen Jahren so häufig zitiert worden wie »sonst nur der Bausinger«. Da ahnte er, dass der *Atlas* eine »Neubewertung« erfahren hatte. Schmoll nimmt das Selbstlob sofort wieder zurück: »Was heißt Neubewertung? Das klingt angeberisch. Das müssten ja die Kollegen sagen, nicht ich.«

Schmoll spricht eine Sprache, die wenig professoral ist, einen Fachkollegen in England nennt er einen »Kumpel«, »niemand« heißt bei ihm auch schon mal »kein Schwein«. Seine Eltern hatten einen Tante-Emma-Laden. Darin hat er als Kind die Kundschaft beobachtet, den Pfarrer, den Bauern, die Hausfrau, den Lehrer. Erst später fiel ihm auf, dass er vielleicht auch deshalb Volkskundler wurde, weil er sich für das, was die Kleinbürger tun, mit großem Ernst interessieren konnte. In der Geschichte, erzählt Schmoll, galt es sehr lange als nicht berichtenswert, was das gemeine Volk erlebte. Geschichte, das waren sehr lange die Taten von großen Männern, selten auch von großen Frauen. Und selbst als das Tagebuchschreiben in Mode kam, schrieb erst mal nur das Bürgertum. Das macht den *Atlas* in seinen Augen so wertvoll: weil es um fast alles ging, was den Alltag ausmacht (mit der Ausnahme von Sex, was Schmoll bedauert). Natürlich sei die Fragetechnik von damals zu kritisieren. Würde man heute nicht mehr so machen. Wäre ja auch blöd, wenn man seit 1928 nichts dazugelernt hätte. Aber es gebe halt keine bessere Quelle von damals.

Schmoll kocht Kaffee in der Küche des Instituts. »Wussten Sie zum Beispiel, dass Kaffee noch nicht lange ein Alltagsgetränk ist? Damals, zu Zeiten des *Atlas*, war er noch Luxus.« Wer den *Atlas* studiere, stelle fest, dass der Kaffee damals vor allem in den protestantischen Gebieten verbreitet war. »Das Aufweckende des Protestantismus und des Kaffees passten gut zusammen.« Sein Onkel, erzählt Schmoll, hat auch Kaffee getrunken – zum Frühstück, aus einer großen Holzschüssel, mit viel warmer Milch und Brotstücken drin. Das schlürfte er dann so laut, dass es den Neffen mächtig beeindruckte. Erst vierzig Jahre später hat Schmoll über den *Atlas* erfahren, warum sein Onkel das machte. Der Onkel nahm die alte Tradition, morgens eine Brotsuppe zu essen, und verknüpfte sie mit dem Neuen, dem Kaffee. Der

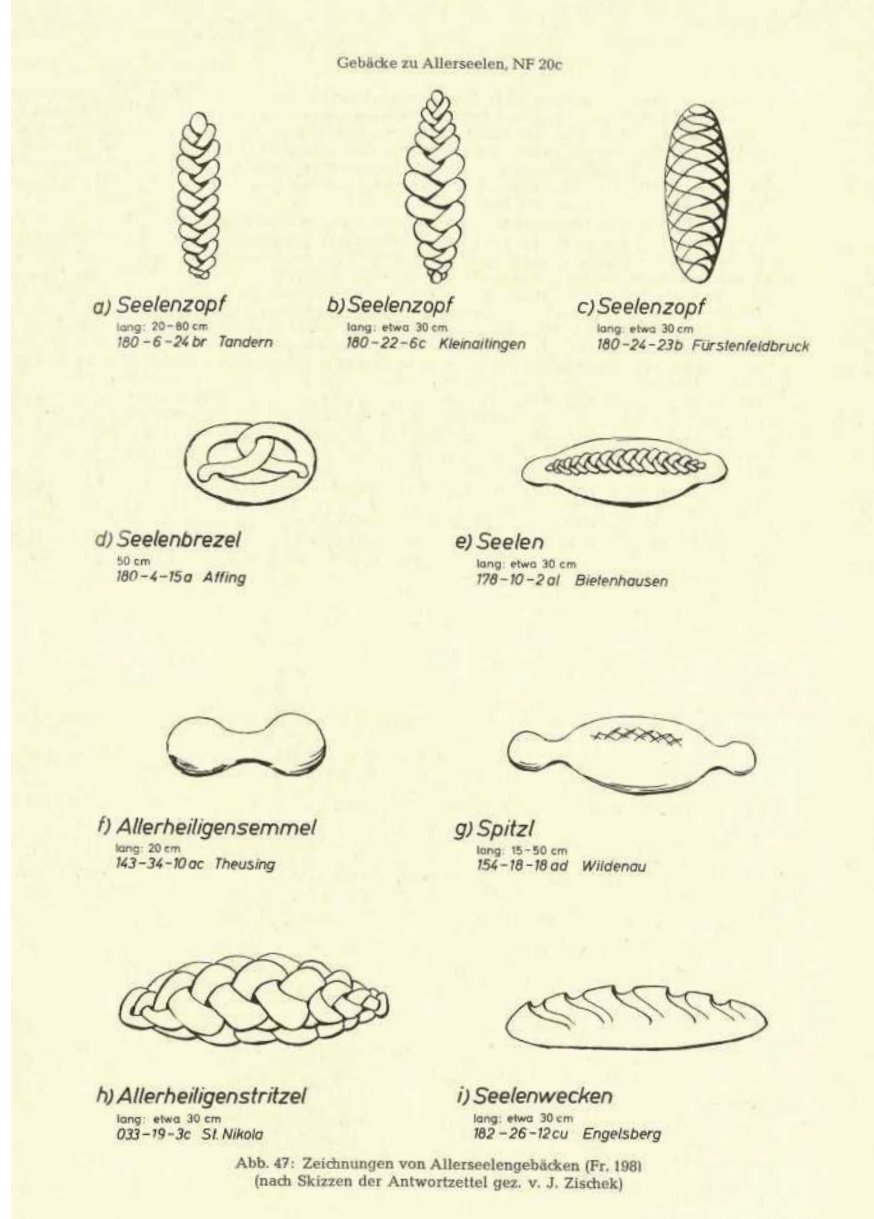
Atlas zeigt, wo um 1930 die Brotsuppe noch üblich war, nämlich auch in Schwaben. »Das ist halt das Schöne, wenn man versteht, woher Verhaltensweisen kommen.« Es geht ihm um die Entschlüsselung des Alltags. Die kann Stück für Stück mit dem *Atlas* gelingen.

Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass Schmoll den *Atlas* in einer Zeit für sich entdeckt hat, in der sich viele für alles begeistern, was regional ist: Apfelsorten, Kochrezepte, Sitten und Gebräuche.

Schmoll kramt ein paar Folien aus seinen Vorlesungsunterlagen. Die Karten über den Kaffeekonsum gefallen ihm besonders, weil er seine Studenten damit überraschen kann, sie halten den Filterkaffee für schon immer da gewesen. Oder die Karte, auf der man sieht, wo damals Geburtstag gefeiert wurde. Um 1930 hatte der Geburtstag noch einen starken Konkurrenten, den Namensstag. Dass sich seither das Geburtstagsfeiern fast überall im Land durchgesetzt hat, sage doch etwas darüber aus, wie wir heute leben. »Feiern wir lieber einen Heiligen oder lieber uns selbst? Das Ich hat viel größere Bedeutung als irgend so ein komischer Heiliger.« Er macht eine Pause, denkt nach. »Mir gefällt, dass scheinbar Banales gefragt wurde, aus dem man viel lesen kann.«

Raucherpause. Schmoll muss durch das beengte Arbeitszimmer von zwei Kollegen, stolpert beinahe über ihre ausgestreckten Beine, so schmal ist der Weg zum Raucherbalkon. »Wussten Sie, dass es früher sogar üblich war, während einer Beerdigung zu rauchen?« Später, wieder im Arbeitszimmer, sucht Schmoll eine Karte, die zeigt, in welchen Gegenden nur die Sargträger rauchten und in welchen alle Männer auf der Beerdigung.

Der Tod, sagt er, ist auch so ein Thema. Dass wir ihn heute möglichst dorthin schieben, wo ihn keiner sieht, ist längst ein Klischee. Vor drei Generationen war er noch viel stärker mit dem Alltag verbunden, das belegt der *Atlas*. Er weiß auch,



welche Kinderspiele damals üblich waren und wie man Kinder erziehen wollte. Wie sich Männer und Frauen die Arbeit auf dem Bauernhof aufteilten. Und dass die arrangierte Ehe kein Relikt aus uralten Zeiten war. Aus dem Rauschen die Signale zu filtern, das wäre mit der Technik von heute möglich. Landkarten sind sowieso nicht mehr das Beste, was man aus den Daten generieren könne, glaubt Schmoll. Man könnte zum Beispiel Stadt-Land-Unterschiede deutlich machen. Man könnte sehen, bis zu welcher Einwohnerzahl eines Dorfes welche Bräuche noch vorhanden waren. Man könnte die teilweise sehr ausführlichen Erläuterungen auswerten, die auf den Landkarten eh keinen Platz fanden. Man könnte die Daten aus dem *Atlas* mit anderen Daten korrelieren, zum Beispiel mit der

Einwohnerdichte, mit dem Anteil an Katholiken und Protestanten, auch mit den Wahlergebnissen vom Januar 1933. Waren die Orte, die damals ein Saxofon in ihrem Blasorchester hatten, was für einen gewissen Fortschritt stand, eher davor geneigt, die Nazis zu wählen? Seit er sein Buch geschrieben hat, ist Schmoll der größte Fürsprecher des *Atlas*. Seit 2012 rief er ein paar Mal Kollegen zusammen, um zu beraten, wie der *Atlas* wieder aufleben könnte. Um die 4,5 Millionen Zettel zu digitalisieren und auszuwerten, brauchten sie wohl fünf oder sechs Millionen Euro. So viel Geld hat in diesem kleinen Fach schon ewig niemand mehr. Wenn sie wenigstens eine halbe Million hätten, sagt Schmoll, um die Karteikarten zu digitalisieren: ein Foto von jedem der viereinhalb Millionen Kärtchen.

Eine frühe Auswertung der Zettel. Sie zeigt, welche Gebäcke man an Allerseelen aß, dem Feiertag, an dem die Katholiken ihrer Toten gedenken

Der Antrag sei bereits geschrieben, sagt Schmoll, er bestehe aus zwei Seiten, aber noch gehe es um die Details, was mit den *Atlas*-Daten, einmal digitalisiert, geschehen solle: Soll sie jeder im Internet lesen dürfen? Oder machen sich dann Rechtsextreme das Material zu eigen und versuchen damit zu erklären, was deutsch sei? Wem gehört der *Atlas* heute eigentlich? Die Deutsche Forschungsgemeinschaft beansprucht ihn nicht als ihr Eigentum. Dann gehört er vielleicht den Nachfahren der 20 000 Gewährspersonen? »Von so was habe ich keine Ahnung«, sagt Schmoll.

Einige Professoren unterstützen Schmoll. Sie sind voll des Lobes für ihn und den *Atlas*. Aber sie sind alle froh, dass sie nicht Schmolls Job haben: der größte Fürsprecher des *Atlas* zu sein. Denn die Sache kann ja auch scheitern. Der *Atlas* ist so riesig, selten haben so viele Forscher an einer Sache gearbeitet, und so wenig wurde daraus. Vielleicht ist da die Sorge: Ich könnte genauso scheitern. Es ist die Angst, sich zu verzetteln.

Ein Kollege aus Mainz sagt: »Der *Atlas* hat mich vor ein paar Jahren schon losgelassen.« Es klingt, als sei da eine Krankheit von ihm gewichen. Und einem Kollegen aus Regensburg fällt folgendes Beispiel ein: Würde ein altes Gemälde von Picasso gefunden, wäre alles sofort klar. Es hätte seinen Wert. Aber der *Atlas*? Da wird immer das Gegenargument kommen: Es gehe doch nur um den Weihnachtsmann, das sei doch banal.

Das ist das Problem der Volkskundler: Sie erforschen eben den Alltag. Deshalb werden sie manchmal als Erbsenzähler abgewertet. Wir sind Erbsendeuter, wehren sie sich dann.

Es ist dunkel geworden in Friedemann Schmolls Büro in Jena. Eben noch schien es so, als sei er müde – dieses Reden über die lästigen Reformen, die Kürzungen im Fach, die Ungewissheit der Anträge. Aber ein Gedanke hat ihn wieder aufgeweckt: »Eigentlich müsste man ...«, er kichert wie ein Schuljunge, »... so eine Umfrage wie die für den *Atlas* noch einmal machen. Nur diesmal richtig, mit den neuen Methoden. Der alte *Atlas* wäre eine super Vorlage. Man könnte die neuen und die alten Antworten vergleichen. Man müsste nur ...« Da bricht er ab. »Aber das ist natürlich vollkommen irrsinnig.«

Wird er es noch erleben, dass der Schatz gehoben wird, dass die 4,5 Millionen Zettel in dem Bonner Keller alle gerettet werden? Schmoll sagt, als rede er mit sich selbst: »Es wird sowieso irgendwann passieren.«

Gemeinsam die Welt entdecken.

Ganz nah dran an
Menschen und
Kulturen: Freuen Sie
sich auf überwältigende
Momente und einzigartige
Begegnungen weltweit
auf Ihrer Studien- und
Erlebnisreise mit Gebeco.

Jetzt
Kataloge 2017
bestellen und
Traumreise
buchen!

Gebeco

LÄNDER ERLEBEN

Weitere Informationen unter
Telefon 0431 54460, in Ihrem Reisebüro
und unter www.gebeco.de